

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 200. Bromberg, den 30. August 1936

Die Nußknacker-Insel

Ein abenteuerlicher Roman von Karl Vivian.

(24. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

22.

„Van Tonder ist diesmal spät daran, er wird in Selangdam nicht den Anschluß an die Meriwang erreichen. Dann müssen Sie verflucht lang in dem Hafen sitzen. Bleiben Sie doch noch zwei Monate hier, das macht Ihnen doch nichts aus."

Wharton sah gerade nicht sehr freundlich auf den schmutzigen, kleinen Dampfer, der am Kai von Entalatin festgemacht hatte.

„Meine Rückreise dauert allein schon über zwei Monate, und wenn ich auf den nächsten Anschluß warte, werden es über vier Monate. Nein, Malone, so gern ich Sie habe, das kann ich nicht tun."

„Für Sie wird das Leben nun auch anders sein. Es tut mir wirklich leid, daß Sie gehen. Wie einsam werden meine letzten Monate hier auf der Insel werden! Ich habe mit dem Alten — ich meine mit Mr. Stone — gesprochen, damit er einmal diesem dreckigen holländischen Kapitän die Meinung geigt. Sie werden es jetzt ein wenig anders an Bord des Dampfers finden. Ich glaube, der Kerl hat alle seine Matrosen angestellt, um Großreinemachen zu halten."

Sie gingen zum Kai hinunter. Ningi und ein anderer Malaie trugen die beiden Koffer.

Als sie näherkamen, sah Wharton, daß Oliver Stone an der Landungsbrücke stand, als ob er auf ihn wartete. Wahrscheinlich hatte er sie vom Schloß aus auf ihrem Weg zum Dampfer beobachtet.

Nun winkte der alte Mann Malone, daß er einen Augenblick zurücktreten sollte.

„Entschuldigen Sie, Malone," sagte er und wandte sich an Wharton.

Gleich darauf standen die beiden außer Hörweite.

„Abgesehen von dem, was ich Ihnen neulich sagte," begann Oliver Stone, „möchte ich Sie noch bitten, meinem Bruder klarzumachen, daß der jetzige Zustand die beste Lösung aus allen Schwierigkeiten ist. Wenn meine Tochter noch lebte, hätte ich immer Furcht gehabt, daß die schreckliche Krankheit auch bei ihr ausbrechen könnte."

„Ich verstehe Sie vollkommen, Mr. Stone," erklärte Wharton.

„Für mich selbst habe ich beschlossen, mein Leben hier zu beenden. Dann werde ich im Tod mit Hope vereinigt sein. Das Beste, was ich Ihnen wünschen kann," sagte er dann und reichte Wharton die Hand, „ist, daß Sie Entalatin und alles, was Sie hier erlebt haben, vergessen."

Der junge Mann drückte Stones Hand.

„Vergessen? Nein! Ich will immer gern an Hope denken. Ich freue mich auch, daß ich Ihre Bekanntschaft machen durfte."

Stone lächelte seltsam. „Die Ihnen nicht leicht gemacht wurde. — Also, erzählen Sie meinen Bruder Edward alles, wenn Sie ihn wiedersehen. Gute Reise und viel Glück für Ihre Zukunft. Leben Sie wohl."

Er wandte sich plötzlich ab, und Wharton sah ihm nach, wie er zum Schloß ging.

Malone trat wieder zu ihm, während Ningi und der andere Malaie die Koffer an Bord brachten.

„Wenn ich nach England komme, ist es das erste, daß ich Sie besuche, Mr. Wharton," versprach Malone.

„Ich werde mich freuen. Sie haben ja meine Adresse! Sie sind mir herzlich willkommen. Einen guten Trank werden Sie immer bei mir finden."

„Das weiß ich. Ich spreche dann auch reines, unverfälschtes Englisch mit Ihnen. Jetzt habe ich keinen mehr, mit dem ich in Lancashire-Dialekt sprechen kann. Bleiben Sie doch noch ein paar Monate hier — geht es wirklich nicht?"

Malone wußte nur zu gut, daß seine Bitten nutzlos waren. Er reichte ihm die Hand, als sie an Bord waren.

„Ein Abschied ist immer traurig, besonders wenn man sich gut kennt und gern hat. Also alles Gute, Mr. Wharton. Ich habe hier nun auch eine neue Aufgabe. Ich werde einen Köder für den Beelzebub hier im Hafen auslegen, dann habe ich auch während der Regenzeit meine Beschäftigung."

Schnell wandte sich Malone um, und ohne noch ein Wort zu sagen, ging er davon und stieg wieder die Höhe hinan.

Wharton blickte ihn noch einige Sekunden nach, dann drehte er sich um und stand vor van Tonder.

„Oha, da sind Sie ja wieder," begrüßte ihn der Kapitän und grinste übers ganze Gesicht. „Sie sind doch der Passagier mit den beiden Koffern und der Rückfahrkarte? Wie haben Sie bloß Ihr Gepäck damals schwimmend an Land gebracht? Daß Sie schwimmen können, glaube ich schon, aber die Koffer können es bestimmt nicht. Wie haben Sie das eigentlich angestellt?"

„Ich habe sie mit Wasserstoffgas gefüllt, und schließlich sind ihnen Flügel gewachsen und sie sind allein an Land geflogen."

„Ja, Sie können jetzt Ihre Späße machen," erwiderte van Tonder und lachte. „Ich habe auch noch Ihre beiden Decken. Es ist alles hübsch gelüftet, auch Ihre Kabine."

„Ich brauche die Decken nicht mehr, ich schenke sie Ihnen."

„Aber kommen Sie doch mit und sehen Sie sich die Kabine einmal an. Mehrere Leute haben die ganze Zeit daran geschrubbt und sie sauber gemacht, schon seit der Dampfer gestern hier eingelaufen ist. Das müssen Sie sich anschauen."

Wharton traute zwar dem Frieden nicht recht, ging aber doch mit dem Kapitän und betrachtete die Kabine. Sie war wirklich sauber und gründlich mit Chlorkalk gereinigt.

Van Tonder zeigte stolz auf das Bett, das tadellos bezogen war.

„Nun, was sagen Sie dazu?"

*

Als sie abgefahren waren und die „Scud" wieder furchtbar schlingerte und rollte, ging Wharton zum Hinterdeck, um noch einen letzten Blick auf Entalatin zu werfen. Er sah, daß der alte da Silva aus dem Schloß herauskam, und wußte, daß Oliver Stone ihn freigelassen hatte, nachdem kein Grund zu weiterer Haft mehr vorhanden war.

Dann schaute er zu dem Höhenzug hinauf und entdeckte Malone, der heftig seinen Tropenhut schwenkte. Wharton winkte mit der Hand.

Im Hintergrund tauchte das Schloß noch einmal auf, düster und leblos . . .

*

„Nein, Sie können es noch nicht sehen, wir sind noch zu weit auf See. Aber die französische Küste liegt dort. Wir werden wahrscheinlich Ushant noch zu sehen bekommen."

„Heute abend können wir sowieso nicht an Land gehen."

„Nein, dazu kommen wir zu spät in den Hafen. Ich erwarte, daß die offiziellen Ankündigungen heute abend an das schwarze Brett geschlagen werden. Morgen um elf werden wir den Dampfer verlassen. Ich weiß nicht, wo wir anlegen, aber es dauert eine ganze Weile, bis ein Schiff von der Größe der Nilghai am Kai festgemacht hat."

Wharton hörte nicht mehr zu. Er ging weiter die Reling entlang und kam zu der Stelle, wo er damals auf demselben Schiff allein eine Zigarette in der Dunkelheit geraucht hatte. Er hatte sie über Bord fallen lassen . . . Das war nun schon solange her. Jahre schienen dazwischen zu liegen, und was hatte er in der Zwischenzeit alles erlebt!

War nicht alles ein Traum gewesen?

Malones Freundschaft, das schreckliche Seeungeheuer, die Haifische, der Doppellader Emma, die Verfolgung Raphaels und dessen schreckliches Ende, der einsame Mr. Oliver Stone, der sich lebenslänglich in das Schloß vergraben hatte, und Hope in all ihrer Schönheit! Hope, für die der Tod leicht wurde, nachdem das Leben ihr nur Schwierigkeiten bereitet hatte.

Nein — nein, es war kein Traum! Für jemand, der die Insel und ihre Geschichte nicht kannte, mochte der Name „Entalatin" einen melodischen, romantischen Klang haben . . . Entalatin . . . Entalatin . . .

Aber nun war alles vorüber, und er mußte dieses Erlebnis vergessen.

Ushant und England lagen vor ihm, und obwohl der Tod ihm so nahe gewesen war, das Leben behauptete sein Recht.

Rita hatte ihm an dieser Stelle gesagt, daß er noch reifer werden und vielleicht noch leiden mußte, um die volle Bedeutung des Lebens zu erfassen.

Damals war es Dezember gewesen, jetzt war es September. War sie inzwischen mit ihren Eltern in die Heimat zurückgekehrt?

Er nahm einen Briefumschlag und einen Bleistift aus der Tasche und schrieb ein paar Worte auf die Rückseite. Dann strich er daran herum, denn sie gefielen ihm nicht. Schließlich ließ er es bei folgender Fassung:

„Ich lande morgen mit S. S. Nilghai. Wenn Sie nicht vergessen haben . . . Victor Wharton."

Aber durfte er wirklich annehmen, daß sie nach all den vielen Monaten noch an den einen Abend an Bord dieses Schiffes dachte? Nach all den vielen Erlebnissen, die sie inzwischen gehabt hatte?

Er hatte an sie telegraphiert, denn er sehnte sich danach, wieder mit der Frau zu sprechen, die ihn damals so gut verstanden hatte. Wie schrecklich war der Aufenthalt an Bord der Nilghai für ihn gewesen, wo er mit all den vielen fremden Leuten zusammensein mußte, deren inhaltloses Gerede ihn krank machte. Am liebsten hätte er sich die Ohren zugehalten oder wäre in seine Kabine gegangen, um niemand zu sehen und zu hören. Dieses Urteil seinen Mitpassagieren gegenüber war vielleicht nicht gerechtfertigt, aber niemand unter ihnen hatte ihm das nötige Verständnis entgegengebracht. Rita war anders gewesen, sie hatte ihn immer verstanden.

Er sah noch einmal auf die Worte, die er auf die Rückseite des Briefumschlags geschrieben hatte, dann stieg er zur Funkkabine hinauf.

*

Die Antwort auf sein Telegramm erhielt er am nächsten Morgen, bevor er landete. Er gab dem Boten ein Zweieinhalbschillingstück, dann öffnete er den Umschlag und las die eine Zeile. Mit schnellem Griff zerknitterte er darauf das Blatt und steckte es in die Tasche.

Sie war also wieder nach England zurückgekehrt. Jetzt galt es, an Land zu gehen.

Später nahm er seine Koffer mit dem Kreidezeichen der Zollbeamten und reichte sie einem Träger, der müßig hinter ihm stand.

„Nein, nicht zu dem London-Expreß. Ich fahre nicht zur Hauptstadt. Die Koffer sollen nach dem Westbahnhof Southampton gebracht werden und mit dem ersten Zug nach Bournemouth gehen."

Der Träger folgte der Aufforderung. —

„Ich möchte eine Rundfahrt machen und wieder zum Bahnhof zurückkehren," sagte Wharton zu einem Chauffeur vor dem Bahnhof in Bourmouth. „Kennen Sie die Carphyllin Avenue?"

„Ja, ich weiß, in welcher Gegend sie liegt. Ich kann Sie hinbringen."

„Gut. Dort ist es das fünfte oder sechste Haus rechter Hand, wenn Sie von der Poole Road kommen. Die Villa heißt Entalatin, Sie sehen den Namen am Tor."

Wenn er diesen letzten Pflichtbesuch gemacht hatte, war der Abschluß seiner Expedition nach Entalatin gekommen. Dann durfte er vergessen, wenn er auch im Innersten wußte, daß er immer an Hope denken würde.

Als das Auto vor der Villa „Entalatin" hielt, sah er hinaus und traute seinen Augen nicht. Die Gardinen waren von den Fenstern genommen, und er sah noch ein halb vom Regen verwaschenes Plakat, das die Auktion der Möbel und des Haushalts anzeigte. In dem Garten vor dem Haus stand ein großes Schild: „Zu verkaufen!"

Wharton blieb in dem Wagen sitzen und starrte auf die weiße Tafel mit der schwarzen Schrift. Der Chauffeur wunderte sich, daß der Mann, der doch offenbar das Grundstück ansehen wollte, nicht ausstieg und durch das Tor ging.

Am Rand der Tafel stand in kleineren Buchstaben: „Cappin & Hadgefold, Anwälte." Dann folgte die Adresse.

Wharton öffnete das Fenster zum Chauffeur und beauftragte ihn, zu der Firma zu fahren.

*

„Ach," sagte Mr. Hadgefold, nachdem er dem Besucher einen Ledersessel angeboten hatte, „Sie kommen wohl auf unseren Brief?"

„Ich habe kein Schreiben von Ihnen erhalten," versicherte Wharton. „Vor etwa zwei Stunden bin ich in Southampton gelandet und kam her, um mit Mr. Stone zu sprechen."

„Ach so!" erwiderte Mr. Hadgefold nachdenklich. „Sie wollten ihm sicher über das Resultat Ihrer Reise berichten? Das tut mir leid, Mr. Wharton, aber Mrs. Stone starb Anfang Juni, und ihr Mann überlebte sie nur vierzehn Tage. Ihre Reise hat leider keinen Zweck gehabt."

„Das haben Sie mir wohl brieflich mitgeteilt?"

„Ja. Und außerdem haben wir Sie davon benachrichtigt, daß Ihnen Mr. Stone in seinem Testament die Summe von fünfhundert Pfund vermacht hat. Der Betrag soll Ihnen ausgezahlt werden als Entgelt für die Mühe, die Sie während Ihrer Reise gehabt haben, und für die Dienste, die Sie Mr. Stone erwiesen."

„Er hat mir doch die Hin- und Rückfahrt schon bezahlt, und außerdem hat er mir hundert Pfund Reisegeld gegeben für meine Auslagen. Das Legat ist sehr großzügig."

„Mr. Stone war immer großzügig. Er handelte häufig impulsiv. Beide Brüder glichen sich in der Art sehr. Nie ist er kleinlich gewesen, wenn es sich um Geld handelte. Das habe ich bei jeder Gelegenheit gemerkt, so oft ich für ihn zu tun hatte. Ich habe Vollmacht, Ihnen die Summe von fünfhundert Pfund sofort auszuzahlen. Mr. Edward Stone hat sein ganzes Vermögen seinem Bruder und seiner Nichte hinterlassen. Sie müssen sich mir gegenüber legiti-

mieren und die Empfangsquittung unterzeichnen, die ich inzwischen ausstellen lassen werde."

Wharton zeigte seinen Paß. Er brauchte das Geld nicht dringend, aber es war besser, daß alles erledigt wurde, was noch mit Entalatin zu tun hatte . . .

*

Er sah aus dem Fenster, als der schwere Zug durch die englische Landschaft zur Hauptstadt fuhr. Es war spät im September.

Als er das letztemal mit Edward Stone die Strecke entlanggefahren war, hatte der alte Mann ihm seine Geschichte erzählt. Damals war der erste Winterschnee gefallen, und nun sah Wharton die kahlen Stoppeln auf den Feldern. Die Bäume hatten noch ihr grünes Laub, aber an manchen Stellen färbte es sich schon bunt. Die warme, wenn auch müde Herbstsonne überzog die Landschaft mit einem wehmütig-melancholischen Glanz. Es war doch anders als damals.

Die ersten Villen und Vorstädte Londons kamen in Sicht, und bald entdeckte er den ersten roten Autobus auf der Straße. Dieser Wagen brachte ihm besonders zum Bewußtsein, daß jetzt das Leben wieder für ihn anfing. Mit Ausnahme des einen großen Erlebnisses war alles andere nur Erinnerung. Und auch diese Erinnerung würde versinken. Das Leben und seine Arbeit forderten seine ganze Tatkraft, wenn er in der Welt unter den vielen anderen einen Platz einnehmen wollte.

In einer oder in zwei Stunden würde er am Ziel sein . . . Er nahm ein zusammengeknittertes Papier aus der Tasche, glättete es und las:

„Ich habe Sie nicht vergessen. Ich freue mich und warte. Rita."

Lächelnd faltete er das Blatt wieder zusammen und steckte es in die Brieftasche.

In Surbiton stiegen fünf Passagiere aus, die in demselben Abteil gereist waren. Ein Schaffner schloß die Tür, und Victor Wharton setzte sich bequem in eine Ecke. Er seufzte erleichtert auf, als sich der Zug in Bewegung setzte, denn nun hatte er das Abteil für sich . . .

*

Am nächsten Tage sah er Rita wieder. Sie war schöner denn je, denn in ihren Augen stand deutlich die Freude, stand mehr als Freundschaft . . . in ihren Augen lag die Liebe.

Er ahnte nicht, daß sie den ganzen Morgen schon auf ihn gewartet, daß sie bei jedem Klingelzeichen ans Fenster getreten war und nach ihm ausgeschaut hatte.

„Da sind Sie wieder, Victor!" sagte sie lächelnd, und reine Zärtlichkeit war in ihren Worten.

„Ja, Rita . . .!" entgegnete er leise. „Monate sind vergangen . . . aber mir ist's noch wie heute in der Erinnerung! Und schöner sind Sie geworden, Rita!"

Aufmerksam blickte sie ihn an, er spürte ihr prüfendes Auge.

„Sie sind reifer geworden, Victor! Sie schauen aus, als wenn Sie durch das Leid gegangen sind."

„Vielleicht bin ich das auch! Ich muß Ihnen viel erzählen, Rita! Es wird mir wohl tun, wenn ich Ihnen alles, alles Geschehen berichten kann."

Sie schritten langsam den Kiesweg entlang.

Rita blieb vor dem Hause stehen. Sie faßte seine Hände und sagte heiß: „Du . . . du . . . nichts sollst du mir heute erzählen! Hörst du . . . nichts! Nur eins sollst du mir sagen, ob du mich noch lieb hast, so lieb wie an jenem Abend."

„Noch mehr, Rita . . . noch viel mehr!" entgegnete Victor, und das Glück sprang förmlich aus seinen Augen. Und es war so seltsam, in diesem Augenblick erschien das edle Antlitz Hopes vor seinem Auge und grüßte ihn, nicht traurig und weh, nein . . . voll Güte und Liebe.

„Und . . . deine Eltern?"

„Sie wissen, daß du kommst . . . und . . . sie wissen, daß ich dich nicht wieder von mir lasse! Heute nicht . . . und morgen nicht . . . und niemals mehr, Victor!"

„Niemals mehr, Liebe!" sprach der Mann und küßte sie.

Ende.

Fragen in der Nacht.

Erzählung von Wolfgang Federau.

Dem rückschauenden Blick des Chronisten, der nicht nur die einzelnen Etappen eines Menschenlebens sieht, sondern Anfang und Ende erkennt und zu einer sinnvollen Einheit zu verbinden trachtet, mag es erscheinen, als sei dieser Heinz Andres in den Krieg hineingewachsen als in sein vorbestimmtes Schicksal, dessen heldischer Ausgang für ihn ohne Tragik war, weil er es freudig bejahte und wollte . . .

Er war ein zartes, feingliedriges, blondhaariges Kind gewesen. In seinem Äußeren schlug er ganz nach der Mutter, der früh verwitweten. Und er war eben deshalb völlig verschieden von seinem um viele Jahre älteren Bruder, der breit und stark auf dieser Erde stand.

Die Mutter liebte ihn heißer, inniger, nicht nur um des Umstandes willen, daß er ihr Jüngster war, sondern mehr noch vor allem, weil er ihr in so vielem zu gleichen schien. Weil sie in seiner Kindheit ihre eigene suchte und zu finden wähnte. Sie war eine stille und versponnene Natur, allem Harten und Rauhen und Lärmenden abgewandt, und vielleicht hoffte sie, in diesem ihrem Sohn früh die Neigung für schöne und stille Dinge erwecken zu können.

Aber bald erwies sich, daß die Ähnlichkeit zwischen Mutter und Kind nur eine äußerliche, daß dieses Kind ganz auf Taten gestellt und ganz aufs Männliche gerichtet war.

Sie lebten am Rande der Stadt in einem wohlgepflegten und dicht bewachsenen Garten. Und der kleine Heinz hätte hier wohl ausreichend Gelegenheit gehabt, Neigungen zu frönen, wie seine Mutter sie gern bei ihm entdeckt hätte. Doch ergab sich bald genug, daß sein Spiel und sein Denken sich in einer Zeit tiefsten Friedens vornehmlich auf Dinge des Krieges richteten, daß er kein Bilderbuch lieber beschaute als die Kataloge der großen Spielzeugfabriken, die Soldaten und Kanonen herstellten. Und da sie abseits wohnten von den dichtbebauten Straßen, wo die kinderreichen Familien lebten, so suchte Heinz sich Kameraden für seine spielerischen Kämpfe dort auf, wo sie zu finden waren, und kam oft genug glühend vor Begeisterung, doch in einem zerfetzten Zustand zurück, der das Entsetzen seiner Mutter hervorrief.

Als dann der Krieg ausbrach, war aus dem Kinde ein Knabe von wenig mehr als fünfzehn Jahren geworden. Ein Knabe, dessen Wille stärker war als der Körper. So durfte er nicht daran denken, seinen leidenschaftlichsten Wunsch, mit ins Feld zu ziehen, zu verwirklichen — zu seinem größten Leid und zu seiner tiefsten Beschämung. Bis dann der Krieg in das dritte Kriegsjahr kam, und dann war es soweit, daß auch Heinz sich melden durfte.

Sein älterer Bruder, der das Leid seiner Mutter kannte, hatte erwirkt, daß Heinz zu seinem Truppenteil kam, in seine Kompanie. So hatte die Witwe wenigstens den einen Trost, daß der Ältere den Jüngsten ein wenig in seine Obhut nehmen würde.

Heinz lehnte freilich alle Fürsorge auf eine freundliche, aber sehr deutliche Art ab. Und ob ihm vieles schwer fallen mochte am Anfang, er biß die Zähne zusammen und wurde damit fertig, irgendwie. So wuchsen die beiden, die durch mehr als zehn Lebensjahre voneinander getrennt waren, miteinander zusammen wie zwei echte und rechte Kameraden bis . . .

Ja, bis bei einem Sturm in der Champagne Heinz von einer Kugel getroffen wurde.

Sein Bruder, wohl wissend, daß der Tod des Jüngsten die Mutter mitten ins Herz treffen mußte, erwirkte sich seinen längst fälligen Heimaturlaub, um die Mutter auf schonende Art zu unterrichten. Und während der ganzen langen Heimfahrt hatte er keinen anderen Wunsch, als daß er die Kraft aufbringen möge, sich zu beherrschen und das Geschehene zu verschweigen, bis eine gute Stunde käme, da die Mutter die Nachricht aufnehmen könnte, ohne Schaden an Leib und Seele zu nehmen.

Er hatte seine Ankunft vorher angezeigt, mit ein paar lustigen und wohlüberlegten Worten, und da er nun vor ihr stand, da er sie in die Arme schloß, bekam er es wirklich fertig, laut zu lachen und ihr von ihrem Nesthäkchen, wie er den Toten mit zitternden Lippen bezeichnete, Grüße zu bestellen. „Ich hätte ihn gern mitgebracht, Mutter", sagte er, „furchtbar gern. Aber sein Urlaub ist noch nicht fällig, das wirst du begreifen — ich bin ja schon so viel länger an

der Front. Ich hätte mit ihm getauscht, aber das ließ man nicht zu, leider . . ."

„Ja, ja", sagte die Mutter, „ich kann das verstehen. Und es ist auch richtig so; du selbst, du bist mir ein bißchen elend geworden, ich werde dich ordentlich herauspäppeln müssen." Und mit einem guten Lächeln, das dem Sohn ins Herz schnitt, ging sie auf und ab. Sie hatte sich diesen und jenen Leckerbissen, den der Zufall ihr geschenkt hatte, vom Munde abgespart . . .

„Ich bin noch von der Reise ein bißchen mitgenommen", sagte der Sohn zu seiner Entschuldigung, und wunderbar war es, woher er die Kraft nahm, heiter und harmlos zu erzählen, auch von Heinz, ja vor allem von Heinz. Was für ein prächtiger Soldat er geworden sei, daß er wohl bald ausgezeichnet werden würde . . .

„Morgen will ich's ihr sagen", dachte er, da der Abend sich zur Nacht wandelte. „Morgen soll sie es erfahren. Und dann will ich ihr alles erzählen und sie trösten, so gut ich es vermag."

„Gute Nacht", flüsterte er zu später Stunde, und wieder umschlang er seine Mutter und küßte sie, wie er es seit vielen Jahren nicht mehr getan hatte. Lag dann in seinem Bett, das eigentlich — denn er selbst lebte ja schon vor dem Kriege nicht mehr im Hause der Mutter — das eigentlich das Bett von Heinz war, und konnte nicht einschlafen, so müde er sein mochte. Weil die schwere Aufgabe, die ihm bevorstand, ihn bedrückte.

Ja, und dann . . . die nahe Kirchturmuhr schlug bereits eins . . . merkte er plötzlich, daß er nicht mehr allein war. Da saß jemand an seinem Bettrand, und es war seine Mutter. Blaß leuchtete ihr Gesicht aus der Dunkelheit auf ihn herab, ganz leise umschlangen ihn ihre zarten Arme, und er spürte ihren Atem, da sie sich niederbeugte und flüsterte: „Und Heinz . . ." Hat er sehr geschrien? Hat er sehr gelitten, ehe er starb?"

„Heinz?" wiederholte der andere. Er fror, und seine Augen wurden ganz groß und glänzten fiebrig. „Heinz? Er war sofort tot, Mutter. Sofort tot. Das wenigstens sollst du mir glauben."

„Oh, das ist gut . . . das ist gut", stöhnte die Mutter. Dann schossen ihr die Tränen aus den Augen, und sie überschwemmten das Antlitz und das Kissen des Ruhenden.

Der umfaßte den zuckenden Körper der Frau, streichelte sie sanft und immer wieder, immer wieder, bis sie ruhiger wurde, bis der Krampf, der sie geschüttelt hatte, nachließ, endlich, bis sie sich in diese, des Sohnes Arme hineinschmiegte wie ein armes, hilfloses Vögelchen, das Mitleid sucht und Schutz.

Endlich, da wohl der erste Sturm des Schmerzes vorüber war, fragte der Sohn mit leiser, gepreßter Stimme: „Aber du . . . Mutter . . . wie wußtest du es? Ich . . . wirklich, ich habe mir so Mühe gegeben, mich nicht zu verraten. Ich wollte auf eine gute Stunde warten . . ."

„Ach, mein Junge", erwiderte die Mutter, und der erste, zaghafte Abglanz eines fernen, unirdischen Lächelns, dessen sie selbst sich nicht bewußt wurde, wehte über ihr Gesicht. „Glaubst du wirklich, du könntest das Herz einer Mutter täuschen? Ich ahnte es, da du mir deine Heimkehr anzeigtest, und ich wußte es, da ich dich sah . . ."

Mark Twain und sein Zwillingsbruder.

Der große Humorist Mark Twain antwortet einem Reporter, der ihn ausfragt:

„Gewiß, das Bild dort stellt meinen Bruder Bob dar, den armen Bob!"

„Warum arm? . . . Ist er gestorben?"

„Ja, natürlich, oder ich nehme es wenigstens an. Es handelt sich nämlich um ein Geheimnis. Der verstorbene Bob und ich waren Zwillinge. Als wir drei Wochen alt waren, wurden wir im Bade vertauscht. Einer von uns beiden starb dann, aber wir sind im Zweifel, wer es war. Einige meinen, es sei Bob gewesen, die anderen aber, ich sei gestorben. Ich will Ihnen jedoch das noch ungeklärte Geheimnis verraten: einer von uns beiden hatte hinter dem rechten Ohr ein sichtbares Muttermal. Dieses Kind war ich, und das ist . . . gestorben. Ich bin also eigentlich gar nicht ich, wenigstens kann ich es nicht mit Gewißheit behaupten."

Der Reporter nahm unbemerkt seinen Hut und verschwand.

Entenjäger erzählen.

Von A. Böcker-Hamburg.

Es ist bestimmt übertrieben, wenn gesagt wird, daß alles, was ein Jäger über seine Jagderlebnisse erzählt, gelogen ist. Hört man aber die alten Entenjäger, da kann einem doch mitunter das Gruseln kommen. Immerhin läßt sich doch wohl ein dickleibiges Buch füllen mit all den Geschichten, die wirklich und wahrhaftig wahr sein sollen. Zu den ganz wahren gehört angeblich, was sich neulich zwei Elbentenjäger beim Grog berichteten. Fing der Hannes Hansen also an:

„Da meinen die meisten Menschen, die wenig von den Tieren wissen, so eine Ente tut weiter nichts als fischen, schwimmen, quaken. Und ich sage: auch eine Ente hat ein fühlendes Herz. Auch sie kann freudig sein und traurig. War da doch im letzten Winter ein Enterich seiner Ente haarscharf vor der Nase weggeschossen. Traurig quakte sie ihm nach, und traurig saß sie am anderen Tage allein auf dem Stack (Buhne). Ich beobachtete sie lange. Sie ging nicht ins Wasser, um sich Nahrung zu holen. Sie ging überhaupt stundenlang nicht vom Fleck, und es schien, als ob sie angestrengt über etwas nachdächte. Schließlich watschelte sie auf den Strand, an eine Stelle, wo viele kleine Steinchen lagen. Und — dann fing sie an, die kleinen Steine zu verschlingen. Noch nie, das kann ich wohl sagen, habe ich gesehen, daß eine Elbente Steine frißt, und ich sagte mir, daß sie ja wohl ihren ganz besonderen Grund dazu haben müsse. Sie hatte eine ganz gehörige Portion Steine im Leibe, als sie sich schwerfällig zum Wasser schleppte. Sie kroch mehr, als sie ging, auf das Stack, stieß noch einen langen Klageschrei aus und stürzte sich dann plötzlich ins Wasser. Ich wollte beobachten, wann sie wieder hoch käme, aber sie kam nicht. Schließlich dauerte mir die Sache zu lange. Denn wenn eine Ente auch eine ganze Weile unter Wasser bleiben kann, so lange taucht keine Ente wie diese. Ich ruderte also zu der Stelle hin, schaute ins Wasser hinab, das hier so klar ist wie eine klar geputzte Fensterscheibe, und — erkannte auf dem Grunde die Ente. Es sah aus, als ob sie richtig da unten säße. Ich merkte aber, daß sie tot war. Der etwas gesenkte Kopf wurde von der Unterwasserströmung sanft hin und her geschlenkert. Der Sterz bewegte sich auch ein wenig. Daß der Vogel noch lebte, war ausgeschlossen, und so schickte ich meinen Hund hinunter. Als ich die Ente in der Hand hatte, war sie schwer wie ein paar Mauersteine, und als ich sie öffnete, fand ich ihren Magen überlastet mit Steinen . . ."

„Ja", sagte Petersen, „warum hat sie die denn gefressen? Sollte sie vor Kummer so dämlich geworden sein, daß sie nicht einmal mehr wußte, daß es keine Nahrung für eine Elbente ist?"

„So dämlich?" rief Hansen, mit den breiten Händen in der Luft herumfuchtelnd, „so dämlich? Wer nicht selber zu dämlich ist, der kann doch klar sehen, was da los war: das arme Tier hatte sich ertränkt, die Steine als Ballast benutzend. Was anderes konnte der Grund sein als Gram über den Verlust des Geliebten?"

„Oha!" sagte Petersen bedächtig. „Das ist aber eine traurige Geschichte, und ich glaube sie dir gern Wort für Wort. Aber ich will dir nun mal etwas erzählen, was noch viel merkwürdiger ist, was aber auch wirklich und wahrhaftig wahr ist. Es war auch im vorigen Winter, da sah ich auf dem äußersten Ende vom Stack sich etwas bewegen. Ich ging hin und sah, es war ein Erpel, der mit dem Schwanz im Eise festgefroren war. Na, das wollte ich mir doch nicht entgehen lassen, also schnitt ich ihn kurzerhand von dem Stert ab und nahm den Enterich mit nach Hause. Er hat ganz gut geschmeckt. Ein paar Tage später gehe ich wieder mal so am Strande entlang und sehe — ich traue meinen Augen kaum — wieder am Stack etwas flattern. Und als ich hingehe, erkenne ich, daß es abermals ein mit dem Sterz festgefrorener Enterich ist . . ."

„Was?" schreit Hansen. „Was? Schon wieder einer?"

„Wieso schon wieder einer? Wer redet von schon wieder einer? Gottverdammi — — nohwussen woar dat Veeh (Nachgewachsen war das Vieh!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.